

[1]

Was mir aus meiner Arbeit in Russland noch immer auf dem Herzen liegt, ist die Sache mit Danil: sechs Jahre Straf-lager wegen sexueller Gewalt. Das ist, wenn es einen Freund betrifft, ein harter Schlag. Und ich weiß bis heute nicht, ob ich ihm hätte glauben sollen und wie ich darüber schreiben kann, ohne es zu verharmlosen. Ich habe Danil als einen schüchternen Menschen gekannt, lediglich bei Bier und Wodka musste er manchmal ein wenig poltern: Alles in diesem Land sei verrottet und korrupt, die Oligarchen und Politiker, alles Banditen, alles Mafia. Russland brauche einen starken Präsidenten, jemanden, der Ordnung schafft und die ganze Bande hinter Gitter bringt. Der grobe Spruch klang allerdings wenig überzeugend in Danils eher fatalistischem Tonfall. Andererseits war es der Spruch der Zeit, damals in der Wirtschaftskrise, als Millionen verarmten, während die Oligarchen ihre Millionen beiseiteschafften. Das war Anfang 2000, im Jahr der russischen Präsidentschaftswahl.

Als ich Danil kennenlernte, war ich schon zwei Wochen in Nizhni Pavlovsk, aber immer noch deprimiert vom Verfall der Stadt: die Straßen ruiniert, die Gebäude verwahrlost. In den Höfen lag dreckiger Schnee, und an den Haltestellen drängten sich die Leute – unter Pelzmützen erstarrte Gesichter, stumm, abwesend, erschöpft. Es war Februar und ziemlich kalt.

An einem dieser Tage war ich in einem Telefongeschäft, um mir eine russische SIM-Karte zu besorgen. Ich stand also da, wartete, bis ich an der Reihe war, und sagte dann meinen vorbereiteten Satz. „Пожалуйста, приобретите SIM-карту для этого мобильного телефона.“ (Bitte eine SIM-Karte für dieses Handy.) Der Verkäufer stutzte und machte ein ratloses Gesicht. Ich begann also, meine Bitte zu wiederholen, woraufhin er eine Frage stellte, die nun mich ratlos machte. Unter den Kunden war aber ein junger Mann, vielleicht 30 Jahre alt, er kam näher und fragte, ob er behilflich sein könne. Da war ich nicht wenig überrascht: Dieses deprimierende Land, diese verschlossenen Menschen, diese Eiseskälte, und dann kam da ein freundlicher Mann, sprach Deutsch und verhalf mir zu einer SIM-Karte.

Während er dann seinerseits darauf wartete, bedient zu werden, fragte ich, warum er Deutsch verstehe.

„Hab mal ein Deutschstudium begonnen.“

„Und nicht zu Ende gebracht?“

Er lächelte etwas bitter, stopfte seine Handschuhe tiefer in die Manteltasche und sagte, während des Studiums habe er arbeiten müssen, abends bis in die Nacht. Und als sein Vater gestorben war, habe er das Studium abgebrochen, habe keine Kraft mehr gehabt und auch kein Geld. Inzwischen arbeite er bei der Post. „Bürokram, aber es reicht zum Leben.“

In einem Café ein paar Häuser weiter war er dann an der Reihe mit seinen Fragen: Warum ich eine russische SIM-Karte brauche?

„Weil ich an der Uni Kurse gebe.“

„Was denn für Kurse?“

„Internationale Organisationen: UNO, NATO, EU und so weiter.“

Das Café war um diese Zeit beinahe menschenleer. Nur ein älteres Paar saß am Fenster und weiter hinten eine Frau, die auf jemanden zu warten schien. Im Café die damals übliche Einrichtung: Plastiktische, Plastikstühle mit Metallbeinen, verstaubte Plastikblümchen auf dem Fenstersims. Zuerst hatten wir nahe am Ausgang gesessen, wo durch irgendwelche Fugen und Ritzen eine ziemliche Kälte hereindrang. Hinten in der Ecke war es dagegen beinahe zu heiß und vor allem zu laut (russische Schlager). Ich fragte Danil, ob er darum bitten könnte, die Musik etwas leiser zu stellen. Aber er reagierte mit unsicherem Gesichtsausdruck, und ich verstand: Er war jemand, der lieber kein Aufhebens machen wollte. Hinter dem Tresen stand ein bulliger Typ, der nicht besonders dienstbeflissen aussah. Wir saßen also hinten in der Ecke, tranken unseren Tee und kamen auf Danils Frage zurück: die internationalen Organisationen.

„Wer studiert denn so was?“

„Ist ein Pilotprojekt, ein Leistungskurs für Jura-Studenten und Ökonomen.“

„Auf Russisch?“

„Nee, auf Englisch, wird auch als Sprachkurs bewertet.“

Das fand er seltsam: „Ausgerechnet hier in Nizhni Pavlovsk?“

„Nicht nur. Es gibt solche Seminare jetzt an den meisten russischen Unis, lauter Kurse, die irgendwie nach Reformen klingen: Demokratie, Marktwirtschaft und so weiter. Wird von der EU finanziert.“

„Und so was brauchen wir jetzt?“

„Na ja, es gibt da einen schönen Spruch: das gemeinsame europäische Haus bauen – hat Gorbatschow gesagt.“ „Ach Gorbatschow.“ Danil grinste und hatte keine weiteren Fragen mehr. Draußen war es für einen Moment sonnig geworden, und die verstaubte Fensterfront begann zu blenden.

Das war im Februar 2000. Seitdem hatte ich eine russische Handynummer und einen russischen Freund. Wenn ich heute versuche, mir Danil vorzustellen, sehe ich einen mittelgroßen, sehr schmalen Mann mit kurzgeschnittenem Haar. Das Auffälligste an diesem eher unauffälligen Menschen war ein dunkel verfärbter Schneidezahn.

Nach der Begegnung im Telefongeschäft trafen wir uns gelegentlich, er zeigte mir die Stadt, die Parks, die Discos, und er hatte Lust, ein wenig Deutsch zu sprechen. Er half mir auch beim Einkaufen und konnte manches besorgen, was nicht so leicht zu haben war, frisches Obst zum Beispiel (außer den überall erhältlichen Äpfeln) oder frisches Gemüse (nicht nur Kohl und Karotten). Und als zum 1. Mai die Fernheizung abgestellt wurde, besorgte er einen Radiator für mein Zimmer im Gästehaus. Der Mai und der Juni können noch ziemlich kühl sein, dort in Nizhni Pavlovsk.

Oft waren wir also gemeinsam unterwegs, vor allem in der Marktgegend, wo trotz der Kälte ältere Frauen und Männer hinter Klapptischen standen, auf denen sie Alltagskram ausgelegt hatten: Besteck, Schnürsenkel, Zigaretten, Handschuhe und so weiter. Als ich Danil bat, eine der Frauen zu fragen, wie viel sie heute schon verkauft habe, winkte er ab: „Sie wird denken, da kommt so ein reicher Ausländer und macht sich über sie lustig.“ Und ich dachte: So kann man das auch sehen. Danil fügte dann noch hinzu,

für die Älteren hier gebe es nur eine minimale Rente und für die Jüngeren kein Arbeitslosengeld. Sie verkaufen alles, was sie auf irgendwelchen Wegen beschaffen konnten – oder ihr letztes Hab und Gut.

„Und woran sehen sie, dass ich Ausländer bin?“

„Das sieht man schon von Weitem. Du hast andere Kleider, du gehst anders, du schaust anders, du schaust die Leute direkt an. Die Russen schauen eher nebensächlich. Sagt man so? ‚Nebensächlich‘?“

„Du meinst vielleicht ‚nebenbei‘ oder ‚beiläufig‘.“

„Okay, also die Russen beobachten eher nebenbei, unauffällig.“

Einmal, auf dem Weg zum Markt, kurz vor dem Eingang, zog Danil mich ruckartig zurück, als ein Lieferwagen eine Abkürzung über den Bürgersteig nahm. Ich zeigte dem Fahrer eine Faust, aber Danil sagte: „Leg dich mit denen nicht an. Die haben immer Vorfahrt.“ Wir waren ein Stück weitergegangen, als er sagte: „Siehst du die drei Kerle dort zwischen den Ständen? Ist Mafia oder FSB. Was eigentlich fast dasselbe ist. Auf so einen Markt gehst du lieber nicht allein. Da ist schnell mal einer beklaut oder sogar tot.“

Über Frauen oder Freundinnen haben wir selten gesprochen. Einmal sagte er: „Hier, schau mal, die Zettelchen an den Bäumen. Die Telefonnummern, rate mal, was das ist.“

„Keine Ahnung.“

Er grinste schief. „Na wenn du mal ’ne Frau brauchst.“

„Brauch ich nicht.“

„Bist verheiratet?“

„Im Prinzip schon, ist aber kompliziert.“

Er blieb stehen und sah mich an, während ich umständlich erklärte, dass Marion und ich eigentlich nur noch wegen Julian zusammenwohnten. „’Ne kleine Familie noch für einige Zeit.“

Wir gingen ein paar Schritte weiter, Danil wimmelte zwei bettelnde Jungs ab, schob mich dann durch eine Menschentraube, schaute zu den Jungs zurück und sagte: „Die arbeiten für die Mafia.“

„Bist du sicher?“

„Ziemlich“, sagte er und kam auf Julian zurück: „Wie alt ist er denn?“

„15, fast schon erwachsen.“

„Dann hättest du ja vielleicht Zeit für ’ne Freundin.“

„Ist vorbei.“

„Ist nie vorbei. So alt bist du doch noch nicht.“

Ich hatte keine Lust auf das Thema, ich fand es dämlich, so flapsig darüber zu reden, und hatte auch nicht den Eindruck, dass er gewohnt war, anders über Frauen zu reden. Außerdem war es mir ein wenig peinlich, schließlich war ich fast doppelt so alt wie er.

Ich bin dem Gespräch dann ausgewichen mit der Frage, wie er mir denn ein Bahnticket nach Jekaterinburg hatte besorgen können, obwohl es offiziell gar keine mehr gab. Er grinste und kratzte sich an der Nase wie immer, wenn es etwas nicht ganz Astreines zu besprechen gab: „Na rat mal – hab halt ein paar Kumpel.“

Über Frauen haben wir also wenig gesprochen, aber seine Frau Irina habe ich kennengelernt. Ein paarmal war ich abends bei den beiden eingeladen. Das Essen war üppig, die Stimmung lustig, aber die Räumlichkeiten ziemlich eng: Einzimmerwohnung mit Küchennische und Toilette. Danil fand es toll: Ohne eigene Wohnung hätten sie nicht heiraten können. Damit ging es ihnen besser als den meisten jungen Leuten. Aber er war auch froh, gelegentlich rauszukommen in ein Café oder einen Park, manchmal war auch Irina dabei. So ungefähr war unsere Beziehung während meiner Arbeit in Nizhni Pavlovsk – in den Jahren 2000 bis 2002 jeweils von Februar bis Juni.

Noch ganz in der Anfangszeit hatte Danil einmal erwähnt, sein Vater sei als sowjetischer Offizier in der DDR stationiert gewesen. „Und dort bin ich auch geboren, bei ‚Vogelsang‘. Schöner Name, hab ihn aber erst später verstanden.“

„Und hast dann deshalb Deutsch studiert?“

„Vielleicht. Klingt doch gut: Danil, geboren beim Gesang der Vögel.“

Schon in der Schule habe er Deutsch als Fremdsprache gewählt und habe auch Deutschlehrer werden wollen, vielleicht sogar Deutsch-Dozent an der Uni. „Aber ... na ja.“

Daraus entstand die Idee, Danil und Irina nach Deutschland einzuladen und mal nach Vogelsang zu fahren. Als schließlich Kostenübernahme, Krankenversicherungen und alle Visa-Angelegenheiten geregelt waren, war Irina bereits im sechsten Monat schwanger, Danil ist also allein gekommen. Wir reisten ein wenig in Deutschland herum und fuhren auch nach Vogelsang, fanden aber nur noch Ruinen, streiften über ein weitläufiges Gelände, standen vor überwucherten Mauerresten und stießen hinter Efeuranken auf alte russische Parolen. Ein paar Gebäude standen da im letzten Stadium des Verfalls. Wir betraten sie mit angehaltenem Atem, fanden Reste von Wandbildern: siegreiche Soldaten und verbrüderter Arbeiter. Verwaschene Schrift auf verrosteten Stahltüren, „не курить“ (Nicht rauchen), „столовая“ (Kantine).

Danil sagte: „Selbst jetzt sieht es noch ganz militärisch aus: streng und geometrisch und kalt.“

„Hast du irgendwelche Erinnerungen?“

Er schüttelte den Kopf. „Nee, wir waren nur drei Jahre hier, dann in Polen und dann wieder in der Sowjetunion.“

„Hier also bist du irgendwo geboren.“

So etwas wie eine ehemalige Krankenstation oder Ambulanz war aber nicht zu erkennen. „Schade. Wäre doch interessant gewesen: Genau hier, in einem dieser vier oder fünf Räume muss es gewesen sein.“ Danil schüttelte den Kopf. Er fand die Vorstellung deprimierend, an einem inzwischen verfallenen Ort geboren zu sein.

Ich sagte, man könne das auch optimistisch sehen, denn der Ort kehre zu seinem ursprünglichen Wesen zurück: zu Natur und Vogelgesang. Daraufhin hätte Danil vielleicht lachen oder wenigstens grinsen können, stattdessen betrat er wortlos die Ruine einer ehemaligen Turnhalle, stocherte im eingesunkenen Fußboden nach etwas, was als Souvenir geeignet wäre, fand nichts und sah wieder zu mir herüber: „Na, dann mach wenigstens ein Foto.“ Er stellte sich in eine Toreinfahrt, wechselte nach jedem Klick ein wenig Position und Kopfhaltung, verzichtete aber auf jedes Lächeln. Dann nickte er und sagte: „Gehn wir.“

Ich fand, es gebe speziell hier auf diesem Gelände noch einen weiteren Grund, optimistisch zu sein: Die sowjeti-

schen Truppen sind abgezogen, die feindlichen Zeiten sind vorbei.

Daraufhin Danil mit skeptischer Stimme: „Na, dann hoffen wir mal.“

Das war im Sommer 2001, ein paar Monate später, im November, wurde er dann Vater. In meinem Tagebuch ist es grün unterstrichen: „7. November, Sonja geboren.“ Danach war ich nur noch einmal in Nizhni Pavlovsk, von Februar bis Juni 2002. Und damit waren meine Kurse beendet.

Es war Juni geworden, der 16. Juni 2002, kurz vor meiner Heimreise nach Deutschland. Wir trafen uns für einen Spaziergang am Haus der Kulturen und gingen von dort aus durch den Park. Es war Sonntag, ein kühler Vormittag, noch kaum jemand unterwegs. Die Schaschlikbude hatte noch nicht geöffnet, das Riesenrad stand still. Dahinter lag ein Toilettenhäuschen, die Farbe war abgeblättert, manchmal wehte Uringestank herüber. Danil fragte nach meiner Arbeit, ob ich mit den Kursen zufrieden sei.

„Nicht so ganz.“

Ob ich irgendwann mal wieder einen Kurs geben werde?

„Ist noch unklar. Wir werden einen Antrag stellen, wird 'ne Weile dauern.“

Es war ein unkonzentriertes Gespräch. Dann wurden die Sätze schon kürzer und unbestimmt: „Müssen wir mal abwarten“. Als dann ungefähr jeder zweite Satz mit „na gut“ zu Ende ging, war offensichtlich, dass es nicht mehr viel zu sagen gab. Wir kamen bereits in die Nähe der Bushaltestelle, als Danil langsamer wurde, sich aufrichtete, Atem holte und fragte, ob ich ihm Geld leihen könnte; er könne es mir bis Jahresende zurücküberweisen.

„Wie viel?“

„100 Dollar.“

„Ja gut, und was hast du vor?“

Er machte ein verlegenes Gesicht, schaute zu Boden, kratzte mit dem Stiefel auf den Steinen und sagte: „Eine blöde Sache.“

Dann schaute er noch einen Moment auf seine Hände, bis er damit herausrückte, eine Frau habe gedroht, ihn wegen versuchter Vergewaltigung anzuzeigen, falls er ihr nicht 100 Dollar zahle.

„Wie bitte? Was war denn da los?“

Er sagte, am vorausgegangenen Freitag sei er auf einer Geburtstagsparty gewesen. Da war eine Frau, eine Lydia, er habe mit ihr getrunken, getanzt, geredet, fand sie ganz hübsch, ja, er habe sich ein bisschen verknallt und sie dann zur Bushaltestelle begleitet. Dort seien sie stehen geblieben, er habe sie geküsst, sie habe zwar ausweichend reagiert: „Mach keine Dummheiten.“ Aber er habe es für einen Scherz gehalten, sie habe ja dabei gelacht.

Als er sie dann umarmen wollte, habe sie sich gewehrt und ihm das Handy aus der Hosentasche gezogen, dabei immer noch gelacht und gesagt: „Kannst es mir ja schenken.“ Es gab eine Rangelei, er habe sie geschlagen, ihr das Handy weggerissen, sei dann nach Hause gegangen und habe die Sache für erledigt gehalten.

Wir standen uns gegenüber, er schaute zu Boden, ich schaute in die Bäume.

„Und du bist sicher, dass es nicht anders war?“

„Was soll gewesen sein?“

„Na ja, versuchte Vergewaltigung ist keine Lappalie.“

Er schwieg, stand schräg auf dem rechten Bein, und ich hatte nicht das Gefühl, dass er die ganze Wahrheit sagte.

Schließlich kam er dann mit: „Frauen sagen doch nie, was sie wirklich wollen.“

„Du spinnst. Es muss dir doch klar sein ...“

„Ach hör auf! Ja, war Mist. Weiß ich selbst.“

Ich trat blind einen Schritt zurück. „Und was war mit der Frau?“

„Was soll gewesen sein?“

„Wie oft hast du sie denn geschlagen?“

„Weiß nicht mehr, war betrunken. Das weißt du doch.“

„Und sie? Ist sie hingefallen? Hat sie geblutet?“

Er zuckte mit den Schultern: „Hab mich nicht umgedreht.“

„Auf die Idee bist du nicht gekommen – was? Au Mann!“

Wir standen noch einen Moment am Parkausgang, ein Lieferwagen kam den Weg herauf, von oben kam ihm ein Mann mit drei Hunden entgegen, es war eine umständliche Prozedur, die Hunde an die Leine zu nehmen. Als der Lärm verebbt war, sagte ich, seine Erklärung komme mir seltsam vor. Dass diese Lydia ihm das Handy aus der Tasche zieht und dabei angeblich immer lacht.

„Glaubst du wohl nicht?“

„Sagen wir mal so: Es klingt nicht sehr überzeugend.“

Er drehte sich weg und ging einen Schritt. „Na, dann vergiss es.“

An einem Kiosk wurde Musik eingeschaltet, ein Mann rief etwas zum Nachbarkiosk hinüber; eine Frau rannte zu einem Jungen, der mit seinem Kinderfahrrad umgekippt war. Danil hob den linken Arm, streifte den Ärmel zurück, sah aber nicht auf seine Uhr.

Ich ging neben ihm her und sagte so etwas wie: Es gehe mir nicht ums Geld. „Aber ist es nicht seltsam? Man legt ein paar Scheine auf den Tisch, und die Sache ist erledigt.“

Daraufhin er: Eine andere Chance habe er nicht, niemand würde ihm glauben. Ich fand, wenn alles so war, wie er sagte, dann wäre es besser, er ginge von sich aus zur Polizei und sagte, dass sie ihn erpresst. Er reagierte mit einem verächtlichen Lachen: „Du lebst doch wirklich ganz in deiner heilen Welt. Bei uns ist es egal, was da genau gewesen ist. Was zählt, ist nur, wer die besseren Kontakte hat. Ich hab keine; aber ihr Vater ist vielleicht ein hohes Tier.“

„Na, red dich nicht raus.“

Darauf er: „Du hast keine Ahnung. Aber hab schon verstanden, du willst nicht.“

Wir standen inzwischen an der Bushaltestelle, er straffte sein Hemd, sagte „Tschüss“ und stieg in einen Bus.

Ich ging durch den Park zurück und dachte: Entweder belügt er mich oder er ist ein Idiot. – Ein Idiot ist er in jedem Fall. Ich wollte noch ein Stück weitergehen, ging dann aber zurück in Richtung Stadt. Die Frau und ihr Junge waren inzwischen an einem Karussell, er saß innen, sie schob es von außen an, schneller und schneller, bis der Junge kreischte. Dann kam ich an einem Klettergerüst vorbei, es

war mit einem Absperrband umwickelt, ein paar Sprossen waren verrostet und abgebrochen. Ich blieb einen Moment stehen, rieb ein paar Späne vom Gestänge und dachte: Jetzt kenne ich ihn seit über zwei Jahren und kenne ihn doch nicht wirklich. Ich habe mich in ihm getäuscht. Im Weitergehen kickte ich einen Stein ins Gebüsch, er stieß dort an eine Bierdose und machte ein blechernes Geräusch. Als ich mich umsah, war aber niemand in der Nähe, der es gehört hatte. Dann fiel mir ein: Wahrscheinlich sieht auch Danil sich in mir getäuscht, denn ein richtiger Freund hält zu ihm unter allen Bedingungen, durch dick und dünn, und stellt keine Fragen.

Danach hatten wir zunächst keinen Kontakt mehr. Er hat mich nicht angerufen; ich habe ihn nicht angerufen. Die letzten zwei Wochen vor meiner Abreise waren übervoll mit Arbeit. Prüfungen wurden durchgeführt, ein Abschlussbericht musste geschrieben werden und ein neuer Projektantrag. Mit Gennadi, Vadim und Tamara saß ich abends noch lange im Institut, um ein paar Fragen möglichst geschmeidig zu beantworten: Diese internationalen Kurse, waren sie ein Erfolg? Wo lagen die Schwierigkeiten? Was wäre bei einer Fortführung zu verändern?

Gennadi in seiner unverwüstlichen Gelassenheit fand: „War doch alles okay, machen wir weiter so! Wir fördern die Ausbildung von Juristen und Ökonomen, die Russlands Reformprozess vorantreiben. Klingt doch gut, oder?“

Daraufhin Tamara etwas nüchterner: „Na, so kannst du das nicht schreiben. Das glaubt uns doch keiner, ein bisschen realistischer muss es schon sein.“ Sie stand auf, strich sich durch die Haare, band sie zu einem Knoten im Nacken und sah sofort etwas strenger aus.

Vadim, damals noch jung und ehrgeizig, sagte: „Also gehn wir noch einmal alles durch.“

Dann wieder Gennadi: „Gut, aber dann hol du erst mal ein paar Bier.“ Er schob die Papiere beiseite und stützte den Kopf in beide Hände. Auf der linken Stirnseite waren jetzt ein paar Altersflecken zu sehen.

An diesen Abenden saßen wir also beisammen, anfangs hektisch, allmählich dann beruhigt über ein wenig Erfolg,

den wir in unseren Bericht hineinschummelten. Gennadi war damals etwa 50 Jahre alt, trug meist wenig professoral Pullover oder Strickjacke, war zwar immer frisch rasiert, aber etwas müde. Tamara dagegen war hellwach, obwohl nur wenig jünger, und meist in einem Stil gekleidet, den man „korrekt“ hätte nennen können. Vadim etwa 30 Jahre alt: Jeans, bedruckte T-Shirts, immer ein bisschen aufmüffig.

An die Sache mit Danil habe ich nur noch wenig gedacht – oder als etwas, was mit jedem Tag unwirklicher wurde. Irgendetwas war da vorgefallen, er würde es ausbaden müssen. Danil war in diesen Tagen weit weg, weit jenseits von Reformprozessen und Modellprojekten; war mir fremd geworden, lebte in einer anderen, irgendwie unzeitgemäßen Welt – jedenfalls nicht in dem, was ein gemeinsames europäisches Haus hätte werden sollen.

Dann war der Projektbericht geschrieben. Ein neuer Antrag war gestellt, und es gab nichts mehr zu tun. Es blieben noch fünf Tage bis zu meiner Abreise. Und mit jedem Tag war mir drängender bewusst, dass ich Danil anrufen sollte. Als ich dann aber anrief, war Irina am Apparat. Wenn ich richtig verstand, war Danils Mutter krank geworden, er musste sich also um sie kümmern.

Und damit begann eine leere Zeit. Ich saß auf gepackten Koffern, wartete auf Danils Anruf oder ging durch die Stadt, durch Parks und Geschäfte. Es war wie ein Rückfall in meine erste Zeit, damals, zwei Jahre zuvor, als ich nach Nizhni Pavlovsk gekommen und erschrocken war über Verfall und Armut. Ich war voller Reformeuphorie gekommen, aber bereits mein Stundenplan war bedrohlich leer. Neun Unterrichtsstunden pro Woche waren keine ausreichende Beschäftigung. Und auch sonst hatte ich nichts zu tun: noch keine Freunde, keine Haus- oder Gartenarbeiten. Dazu kamen die freien Wochenenden, die Feiertage und die Wochen, in denen die Seminare ausfielen, weil Prüfungen stattfanden oder weil gefeiert wurde: der 1. Mai und dann gleich in einem durch bis zum 9. Mai (dem „Tag des Sieges“).

Gelegentlich traf ich mich abends mit Gennadi, Tamara oder Vadim, sie waren die Einzigen, die fließend Englisch

Sadi

Wenn ich nach unserer Flüchtlingsarbeit gefragt werde, nach Erfolg oder Misserfolg, kann ich guten Gewissens behaupten, die meisten „unserer“ Flüchtlinge seien einigermaßen integriert, was nach gängiger Sprachregelung bedeutet: Sie haben einen Job und machen keinen Ärger. Etwas kleinlaut werde ich, wenn es um Sadi geht: Zweimal hat er eine Ausbildung abgebrochen und hatte auch noch ein Strafverfahren wegen „Diebstahl mit Waffe“. Der Vorfall war zwar harmloser, als es sich anhört, aber problematisch genug. Dabei war es ausgerechnet Sadi, mit dem ich so lange und so oft über Schularbeiten, Asylformularen und Bewerbungen gesessen habe.

Aber warum erzähle ich das – warum ausgerechnet Sadis Geschichte? Ich könnte auch von Renas erzählen, der immerhin ein Jurastudium abgeschlossen hat, oder von Yousef, der heute als pharmazeutisch-technischer Assistent arbeitet. Damit wären aber jene Probleme ausgeklammert, die den „Flüchtling“ zu einem der umstrittensten Begriffe der öffentlichen Diskussion gemacht haben – für die einen ein Schreckbild von Gewalt und Sozialbetrug, für die anderen ein Vorurteil über Millionen Migranten, die als Taxifahrer oder Krankenpfleger ihrer Arbeit nachgehen. Ich werde also von Sadi erzählen, der im Moment (Frühjahr 2025) einen Minijob hat und ansonsten von Sozialunterstützung lebt. Gehen wir einem Problemfall nach und sehen, wie er sich entwickelt hat.

Als im Sommer 2015 die ersten Asylsuchenden unser friedliches Heinerstorf erreichten, war die Aufregung groß. Unsere Turnhalle müsse womöglich als Notunterkunft hergerichtet werden, hieß es. Und die Schulmädchen könnten dann ohne elterliche Begleitung nicht mehr das Haus verlassen. So schlimm ist es nicht gekommen, aber richtig gut ist es auch nicht geworden.

Nachdem die ersten 20 oder 30 Asylsuchenden in Wohncontainern untergebracht worden waren, kam für eine Weile niemand mehr, und in Heinerstorf verstummten die besorgten Stimmen. Es hatte sich außerdem ein Unterstützerkreis gegründet, um die Geflüchteten mit dem Nötigsten zu versorgen und Behördengänge zu organisie-

ren. In diesem Zusammenhang hatte ich einen provisorischen Orientierungskurs übernommen. Es ging um erste Sprachübungen, aber auch um praktische Dinge wie Krankenkasse, Bahntickets, Handyvertrag, Bankkonto und so weiter.

Dann war es bereits Oktober geworden, als ich an einem Freitagnachmittag über den Rathausplatz ging, wo mir drei junge Männer entgegenkamen. Einer hinkte, einer hatte blutverkrustete Lippen und einer trug zerrissene Turnschuhe. Alle drei machten einen apathischen Eindruck. Zwei von ihnen waren etwa 15 Jahre alt, der Dritte deutlich älter und auch größer. Er zeigte mir eine Vorladung, die sie alle drei aufforderte, sich im Rathaus polizeilich anzumelden. Aber dort war um diese Uhrzeit bereits geschlossen.

Ich ging mit ihnen zum Rathaus hinüber, rüttelte an der Tür, um zu zeigen, dass sie verschlossen war. Dann sagte ich „Montag“ und versuchte anzudeuten: „in drei Tagen“. Aber das hatten sie schon verstanden, denn sie hatten alle Handys mit Dolmetscherfunktion. Ich fragte, ob sie aus Syrien kämen, und das Smartphone sagte „Irak“. Dann fragte ich, „Islamischer Staat – Terror?“, und sie nickten. Schließlich wollte ich wissen, ob sie übers Wochenende eine Unterkunft hätten, und sie deuteten wieder auf die Vorladung, auf der eine Adresse stand: die Wohncontainer am Ortsrand. Handschriftlich waren die Telefonnummern und Adressen von Gabi und Marianne aus unserem Unterstützerkreis notiert. Die drei waren offenbar versorgt. – „Gut, also am Montag hier in diesem Gebäude. Viel Glück. Ach, und noch was ...“ – der Ältere hielt mir noch einmal sein Smartphone entgegen, und ich erklärte ihnen Zweck und Termin meines Orientierungskurses. „Ihr seid herzlich eingeladen.“ Es dauerte einen Moment, bis alles übersetzt war, dann sagte das Handy: „Danke.“

Ein paar Tage später kamen sie dann in meinen Kurs und setzten sich etwas abseits von den anderen Flüchtlingen, die zum Teil schon seit August hier waren. In diesen Wochen zeigte ich die TV-Serie von Constantin Schreiber, der

in arabischer Sprache erklärte, „wie die Deutschen ticken“. In meinem Kurs saßen dann je nachdem 20 oder 25 Geflüchtete und konnten sich ein bisschen zu Hause fühlen, weil ein Deutscher ihnen auf Arabisch dieses fremde Deutschland erklärte.

Da ging es zum Beispiel darum, dass die Deutschen den ganzen Tag wie besessen arbeiten, was dieser Constantin Schreiber selbst ein wenig komisch fand. Außerdem sagte er: Die Deutschen haben für alles ein paar Regeln, für das Arbeiten, das Essen, das Überqueren von Straßen. Und die roten Ampeln gelten in Deutschland übrigens auch für Fußgänger! Da mussten die Flüchtlinge lachen.

Und sie wunderten sich ein wenig, dass selbst in den teuersten Restaurants manches Gericht ohne Fleisch serviert wird, – „vegetarisch“ sagen die Deutschen dazu. Und dann das Brot: Ein von Constantin Schreiber interviewter Araber sagte: „Geh mal in eine Bäckerei und kauf ein Brot. Vor dir steht eine Verkäuferin und wartet, und du weißt nicht, was du sagen sollst: Graubrot, Vollkornbrot, Kürbisbrot, Baguette, Nussbrot, Schweizer Rübli. Ist 'ne blöde Situation. Das nächste Mal kaufst du dein Brot im Supermarkt, da schaut dir niemand zu.“ Wieder lachten alle, und ich meinerseits staunte, wie leicht man über Deutschland ins Staunen geraten kann.

Im Gemeindehaus war inzwischen ein „Welcome-Café“ eingerichtet worden. Dienstagnachmittags waren Flüchtlinge und interessierte Bürger Heinerstorfs eingeladen, gemeinsam Tee zu trinken, Brett- oder Kartenspiele zu spielen und irgendwie ins Gespräch zu kommen. Im Nachhinein würde ich sagen: Es war eine schwebeleichte Zeit. Wir saßen hoffnungsfroh beisammen. Sie waren gerettet, und wir hatten ein ruhiges Gewissen. Und manches war auch ziemlich lustig.

Eine Herausforderung war aber geblieben: Sadi, der 16-jährige Junge, der hinkte. Eine Physiotherapeutin aus dem Unterstützerkreis vermutete eine „Hüftdysplasie“ – offenbar seit frühester Kindheit. Sadi war mit großen Hoffnungen nach Deutschland gekommen. Ein irakischer Arzt hatte ihm gesagt, die Deutschen könnten ihm eine neue

Hüfte einsetzen, und das Hinken sei vorbei. Er fragte also unentwegt, wann wir zum Arzt gehen würden, um alles untersuchen und operieren zu lassen. „Nicht so schnell“, sagten wir und versuchten per Smartphone zu erklären: Solange sein Asylantrag nicht positiv entschieden war, würde die Krankenkasse nur die Kosten für Akutbehandlungen übernehmen. Und eine 16 Jahre alte Hüftdysplasie gehörte leider nicht dazu. Also warten. Monatelang. Und währenddessen kam Sadi immer wieder mit der Frage, ob wir nicht jemanden kennen, der bei den Ausländerbehörden arbeite und ein bisschen helfen könne (Beziehungen spielen lassen). Und jedes Mal sagten wir: So funktioniert das nicht bei uns.

Aber in anderer Hinsicht ging es voran: Allmählich waren beinahe alle Flüchtlinge in der Schule oder in Integrationskursen untergebracht. Noch nicht in der Schule waren die drei Iraker, die erst im Oktober gekommen waren – Kurden, wie sich herausstellte, Jesiden aus Sindschar: Faisal, Yousef und Sadi. Ich fragte, ob sie verwandt seien, das Handy sagte: „Nein, aber wir kennen uns schon lange.“ Mit ihnen habe ich also erste Deutschübungen gemacht und mit den lateinischen Buchstaben begonnen. Sie kannten nur die arabischen Buchstaben, und Sadi hatte selbst mit denen seine Schwierigkeiten. Ich fragte: „Warum?“ und hielt ihm das Smartphone entgegen. Er grinste, und das Handy antwortete „Araber sind doof.“ Die anderen beiden lachten, und ich vertiefte die Frage nicht weiter.

Wir begannen also mit lateinischen Buchstaben, das heißt: mit wenigen Worten und zugleich möglichst denselben Buchstaben, dazu die entsprechenden Bilder – „Mund“ und „Hund“ und „rund“. Oder „Maus“ und „Haus“ und „aus“. Das fanden sie lustig und verfielen gelegentlich ganz unbekümmert in einen Singsang: „Boot, Brot, rot, tot.“

Allerdings kamen sie jedes Mal ein wenig zu spät, und wenn ich auf die Uhr zeigte, grinsten sie. Faisal, der Größte und Älteste, wedelte unschuldig mit den Händen, was ungefähr heißen sollte: Da kann man nichts machen.

Da wir jetzt alleine waren – das heißt: ohne die anderen Geflüchteten –, waren sie etwas gesprächiger. Sie

erzählten von Sindschar (häppchenweise per Smartphone): dass es schon lange Konflikte mit der arabischen Nachbarregion gegeben habe, Überfälle, Schlägereien und Raubzüge. Das war noch vor dem Krieg. Spannungen gab es also schon immer. Als dann um 2014 in der Region gekämpft wurde, schließlich das Vorrücken der IS-Truppen gemeldet wurde, hätten ihre Familien das Nötigste gepackt und seien zu Verwandten nach Erbil geflohen.

Faisal fragte, ob ich wisse, wie viele Jesiden ermordet oder versklavt worden waren. Ich wusste es nicht genau: „Aber schätzungsweise 5 000 bis 10 000 – und Hunderttausende vertrieben.“ Sie nickten und schauten stumm auf ihre Übungsblätter. Faisal nahm dann wieder das Handy und erzählte, er sei verheiratet, habe in Erbil seine Frau und Tochter zurückgelassen, als er im Juli 2015 mit anderen nach Deutschland aufgebrochen war. Und Yousef und Sadi, wen hatten sie zurückgelassen? „Unsere Familien, Eltern und Geschwister.“ Von Erbil aus waren sie teils zu Fuß, teils in Autos und Lastwagen über die Türkei nach Bulgarien gekommen. Insgesamt waren es 50 Leute in wechselnden Gruppen. Sie waren fast vier Monate unterwegs.

Mehr wollten sie anfangs nicht erzählen: wie sie Grenzen überwunden hatten, wen sie bestechen mussten, wie viel es gekostet hatte. Sie waren sich wohl auch über meine Rolle im Unklaren; ob ich nicht doch Staatsbeamter war, der Polizei oder Ausländerbehörde also berichten musste.

Zurück zur deutschen Sprache. Nach zwei Monaten konnten sie bereits Fragen stellen: „Bitte, wo ist der Bahnhof?“ Faisal spielte den Boss, lernte aber langsam. Yousef lernte am schnellsten und hatte seinen Spaß daran, Faisal zu korrigieren, der dann entweder unschuldig lächelte oder Yousef einen Klapps an den Hinterkopf versetzte. Von Sadi habe ich nur in Erinnerung, dass er nicht ruhig sitzen konnte. Wenn ich ihm eine Frage stellte, schnitt er Grimassen, fasste sich an den Kopf und raufte sich theatralisch die Haare, was wohl heißen sollte: Ich weiß nichts und verstehe auch nichts. Die anderen lachten, und ich begann zu ahnen: Mit Sadi würde es Schwierigkeiten geben.

In einem Rathausaal, in dem wir anfangs Deutsch lernten, hingen großformatige Fotos früherer Bürgermeister. Einmal standen wir davor, Faisal machte ein wichtiges Gesicht und hatte ein neues Wort gelernt: „Bürgermeister“. Daneben stand eine Vitrine mit Fotos der Freiwilligen Feuerwehr: Oberbrandmeister und Brandmeister und dann die ganze Truppe in voller Montur vor einem Löschfahrzeug. Dazu die Wimpel und Trophäen verschiedener Wettbewerbe, auch ein paar Pokale, die sie gewonnen hatten. Faisal grinste und sagte: „trinken“. Daraufhin begann Sadi zu kreischen und einen Betrunkenen zu imitieren, der durch den Raum torkelt. Faisal versetzte ihm wieder einen Klapps auf den Hinterkopf, und Yousef sah schräg auf den Vorplatz hinaus, eher gelangweilt: „Was für ein Theater.“

Mitte Dezember hatte das Leben im Wohncontainer ein Ende. Die Ausländerbehörde hatte ihnen eine reguläre Wohnung zugewiesen: zwei Zimmer für alle drei zusammen. Eigentlich war es nur ein Matratzenlager, dazu eine Abstellkammer und eine Küche. Aber sie waren zufrieden, mehr Platz hatten sie zu Hause auch nicht gehabt.

Jedes Mal, wenn ich zu ihnen kam, fand ich ein ziemliches Chaos vor: Lebensmittel in Plastiktüten, Kleidung in Plastiktüten, Müll in Plastiktüten. Außerdem war die Heizung voll aufgedreht, schätzungsweise 25 Grad in einer feuchttropischen, abgestandenen Luft. Die drei saßen oder lagen auf ihren Matratzen in T-Shirts und kurzen Hosen. Als ich vorschlug, die Heizung niedriger zu stellen und gelegentlich mal zu lüften, lachten sie kopfschüttelnd: „Viel zu kalt dort draußen.“ Gut, das waren die ersten zwei Monate, noch verlief alles recht problemlos.

Dann kam Weihnachten, und es wurde beinahe noch schöner. Weil Marion und Julian für ein paar Tage nach Heinerstorf gekommen waren, hatten wir die drei für den Weihnachtsabend eingeladen. Sie kamen ausnahmsweise pünktlich, rochen kräftig nach Deo und hatten ein paar Süßigkeiten mitgebracht. „Oh, vielen Dank.“ Zunächst dann die gegenseitige Vorstellung, also hier sind Faisal, Yousef

und Sadi – und hier Marion, meine frühere Ehefrau, und Julian, unser Sohn. Als das Smartphone „frühere Ehefrau“ übersetzte und ihre Gesichter zuckten, begann ich zu ahnen: Das hätte ich behutsamer einführen sollen, am besten im Voraus. Dass man sich mit einer früheren Ehefrau trifft – und auch noch an Weihnachten –, war ihnen offenbar suspekt.

Bisher hatte ich nur unbestimmt von „meiner Familie“ gesprochen, jetzt lagen die prekären Verhältnisse offen zutage, was eine etwas steife Atmosphäre schuf. Faisal und Yousef lächelten unverbindlich, und Sadi verzichtete komplett auf die üblichen Blödeleien. Außerdem wussten sie wohl: Weihnachten ist für die Deutschen etwas ganz Besonderes. Aber sie wussten nicht, wie sie sich verhalten sollten.

Und wieder dachte ich: Darüber hätten wir vorher reden sollen. Aber in die Verlegenheit, jemandem Weihnachten erklären zu müssen, war ich ja zeitlebens noch nicht gekommen. Immerhin hatte ich angekündigt, dass wir zusammen kochen würden. Sie waren also nicht besonders überrascht, als Marion sie bat, Gemüse zu schneiden. Es entsprach zwar nicht ihren Sitten – wenn man zu Gast kommt, ist das Essen fertig und der Tisch gedeckt –, hier aber half es, die Stimmung ein wenig aufzulockern. „Zuerst die Karotten oder die Paprika?“ „Wie groß sollen die Stücke sein?“ „Habt ihr vielleicht einen Messerschleifer?“

Einen Schleifstein hatten wir früher einmal gehabt, aber wo? „Braucht ihr jetzt wirklich einen Schleifer?“ Faisal winkte ab, Yousef schwieg, aber Sadi war aufgewacht: „Messers müssen scharf sein. So: zack, zack, zack“ (sagte das Smartphone). Allmählich kam dann ein Gespräch in Gang. Marion fragte nach Sindschar: „Was ist das für eine Gegend? Sehr trocken? Sehr heiß?“ Sie schob mir die vorbereiteten Filetstücke auf den Herd herüber, wusch sich die Hände und schaute sich auf Faisals Handy ein paar Fotos an: eine flache ländliche Gegend, eine Dorfstraße, eine Autowerkstatt. Faisal konnte es inzwischen schon sagen: „Das war meine Autowerkstatt.“

Dann Faisals Frage, was Marion eigentlich arbeite. „Bin Professorin.“

„Oh“, sagten sie und verstummten kurz. „Und Julian?“ „Er studiert IT.“ Das fanden sie interessant, was er damit mal werden wolle? „Ist noch nicht entschieden.“

Vor dem Essen dann die Frage: „Trinkt ihr Wein?“

Faisal: „Lieber nicht.“

„Aber ihr dürft Wein trinken, das ist nicht gegen eure Religion?“

Sie nickten und nahmen dann einen Schluck Sekt für ein erstes Prost. Damit war ein großes Thema angesprochen: die jesidische Religion – passend zu Weihnachten, aber unpassend für eine erste Begegnung. Wir wurden nämlich nicht schlau aus ihren Antworten. Sie sprachen mehr über Engel als über Gott. Gott schien recht abwesend zu sein, offenbar hatte er den Engeln die Welt überlassen. Eine interessante Idee. Via Smartphone war sie aber nur umständlich zu besprechen. Und vielleicht wollten die drei auch gar nicht darüber reden. Vielleicht waren sie ihrer Religion nicht sonderlich verbunden. Oder vielleicht kamen ihnen angesichts unserer nüchternen, weltlichen Fragen all diese Engel selbst ein bisschen zweifelhaft vor. Aber unser Weihnachtsfest mit einem Gotteskind und einer jungfräulichen Geburt war ja auch ein wenig wundersam. So saßen wir uns etwas befremdet gegenüber, teils verlegen lächelnd, teils von Smartphone-Übersetzungen verwirrt.

Vermutlich waren sie ziemlich erleichtert, als sie sich endlich verabschieden konnten, über den Hof gingen und noch einmal winkten, während wir uns der Frage zuwandten: „Na, wie fandet ihr sie?“ Marion fand sie recht aufgeschlossen: „Die werden schon zurechtkommen hier.“ Julian beschränkte seinen Kommentar auf: „Ganz nett“, aber dachte insgeheim vielleicht: Papa schon wieder mit seinen seltsamen Kontakten.

Marion war am 26. Dezember wieder abgereist. Julian blieb zwei Tage länger. Zeit für einen langen Spaziergang. Nach einer windigen Frostnacht waren Bäume und Büsche von Raureif bedeckt, Hagebutten von feinen Eisnadeln bestückt, die Gräser erstarrt. Eine Glitzerwelt kurz nach Sonnenaufgang. Julian machte ein paar Fotos. Dann wollte er mich fotografieren. „Am besten vor dem Zaun dort.“ Aber ich wollte nicht. „Gut, dann machen wir ein Foto zu

zweit.“ Wir stellten uns vor den Zaun, Julian streckte Arm und Handy von sich, wir lächelten. Dann prüfte er die Bilder: Zwei dick verpackte Menschen standen vor einem dick vereisten Drahtzaun. Grauweiße Schatten im Hintergrund.

Am 31. Dezember Neujahrsgrüße von Gennadi. Dazu die Erkundigung nach meiner Gesundheit und allgemeinem Befinden. Seit März 2014 waren unsere Mails unverbindlich geworden. Anlässlich der russischen Besetzung der Ostukraine und der Krim waren wir kurz aneinandergeraten. Ich hatte geschrieben, ob er als Internationalist einen so gravierenden Bruch des Völkerrechts akzeptieren könne. Etwas undiplomatisch hatte ich es ein „Schurkenstück“ genannt, worauf er antwortete, ich sei offenbar ganz und gar der amerikanischen Propaganda verfallen. „Vielleicht möchtest du dich erst einmal ernsthaft über die Lage informieren.“ Für einen kurzen Moment standen wir uns sozusagen mit geballten Fäusten gegenüber, waren dann allerdings bemüht, in weiteren Mails höflich, aber nichtssagend zu bleiben: Gratulationen, beste Wünsche, kleine Familiennachrichten. Damit schien unsere Freundschaft beendet zu sein – „friedlich entschlafen“. Diesmal allerdings – anlässlich der Neujahrsgrüße 2015/16 – dann doch noch ein Lebensfunke: Gennadi schrieb, in den russischen Nachrichten sei die Rede von Millionen Arabern und Afrikanern, die nach Europa fliehen, Chaos und Angst verbreiten, besonders in Deutschland. „Sind sie auch bei euch im Dorf?“

„Ja“, schrieb ich und fügte ein Foto hinzu, das uns alle vor dem Rathaus zeigte, ungefähr 30 Personen. Darunter 20 mit dunklem Lächeln und zehn eher blasse Gesichter. Es sollte optimistisch aussehen, was aber nur teilweise gelang.

Abends dann ein großes Essen bei Norbert. 14 Gäste. Zum Jahresende hatte Norbert seine Praxis an einen jungen Hamburger Kollegen übergeben, das war ein triftiger Grund für eine erste Runde Sekt: „Also, dann viel Glück im Ruhestand!“ Johannes, der neben mir stand, raunte mir zu, wir könnten froh sein, dass sich noch einmal ein Arzt gefunden habe, der hier aufs Land rausziehe.

Dann saßen wir an zwei langen, in eine Linie gerückten Tischen. Ungünstige Konstellation. Für einen Moment gab es noch ein gemeinsames Gespräch: Ruhestand, Aufgaben im Alter, ein ideales Thema für Johannes: Zwei Doktoranden habe er noch zu betreuen, sagte er, und auch noch einige Publikationsverpflichtungen. „Und ab und zu mal ein Vortrag, man bleibt in Übung.“

Bald aber war der Abend zerfallen in mehrere Gruppen, jede um eine oder zwei gesprächsstarke Personen. Weil ich zwischen zwei Gruppen saß, konnte ich rechts und links ein bisschen mithören, war aber nirgends beteiligt. Links sprach jemand mit steifen Mundwinkeln über den Abgasskandal bei VW und Mercedes. Rechts berichtete Norberts Tochter Isabel von ihrem Wechsel in ein anderes Architekturbüro: „Das Team ist einfach freundlicher.“

Also: Abgasskandal links, Architekturbüro rechts – und nicht zu vergessen: Vor mir, das heißt vor uns allen, auf dem Tisch: Schalen, Schüsseln und Platten, belegt und gefüllt mit Lachsforellen, Nudeln, Kartoffelgratin, Salaten und so weiter. Das Hauptmenü war bald gegessen, ein paar Gäste gingen auf die Terrasse, um zu rauchen. Andere halfen beim Abräumen und begannen schon die Schälchen für das Dessert zu decken. Jemand rief: „Hat doch noch Zeit, ich bin noch ganz voll.“

Unerbittlich ging es dann aber doch bald ans Dessert. Und genauso unerbittlich herrschte danach Schweigen. Noch immer fast zwei Stunden bis Neujahr, die interessantesten Themen waren bereits besprochen. Und so tauchte zwangsläufig irgendwann die Flüchtlingsfrage auf. Regina wollte genauer wissen, wie es denn nun sei mit den Orientierungskursen und der Integration. „Siehst du da irgendwelche Fortschritte?“

Ich begann mit einem zögerlichen „Also, das hängt davon ab ...“. Aber da hatte Johannes sich schon eingeklinkt: „Was soll das heißen: ‚Integration‘? Was erwarten wir denn? Dass sie Deutsch sprechen, höflich grüßen und pünktlich zur Arbeit kommen – überhaupt die Arbeit, ganz wichtig, immer schön fleißig sein. So wollen wir das doch! Oder? Aber die werden keine Deutschen – und das ist vielleicht auch ganz gut so.“

Regina sah kurz auf und erklärte, sie erwarte keine typischen Deutschen. Aber man müsse auch wissen, wann es zu viel werde. „Irgendwann kippt die Stimmung, dann triumphieren die Rechten. Da gibt es jetzt schon Anschläge auf Asylunterkünfte. Und die Pegida – oder wie die heißen – erhält Zulauf. In Dresden demonstrieren sie schon massenweise. Wie soll das weitergehen?“

Inzwischen war Isabel herübergekommen, hatte Regina den Arm auf die Schulter gelegt, war allerdings der Meinung, wir hätten die verdammt Pflicht, Flüchtlinge aufzunehmen. Die Europäer hätten die Welt ausgeraubt und vergiftet und jahrhundertlang davon profitiert.

Johannes kam ins Sinnieren: Moralisch gesehen habe Isabel recht. Man müsste sie eigentlich alle aufnehmen, die Flüchtlinge. Aber praktisch gesehen, seien es wohl ein paar hundert Millionen, lauter Kriegs- oder Hunger- oder Klimaflüchtlinge. Das müsse man ganz nüchtern so sehen. „Wir können die Welt nicht retten, das ist wahr. Andererseits müsste die Welt aber gerettet werden. Man kann eigentlich nur erschrecken vor dem Zustand der Welt, denn offenbar ist ihr nicht zu helfen. Das rein Menschliche ist nicht praktikabel.“ Daraufhin Isabel etwas nervös und spitz lachend, ob das heißen solle, praktikabel sei nur das Unmenschliche?

So ging es einen Moment hin und her, Johannes verstieg sich in Pessimismus, Isabel in Entrüstung. Ich gab ein paar Beispiele aus meiner Arbeit, konnte aber nicht erklären, was sie eigentlich belegen sollten: die Mühe? den Erfolg? die Erwartungen der Flüchtlinge? Allmählich war dann auch die Unruhe der letzten halben Stunde zu spüren. Die Gäste eilten hin und her, und ebenso eilig hatten es inzwischen auch die letzten Gesprächsthemen („Ach, was ich noch fragen wollte: Wo wohnt Rebekka denn inzwischen?“). Dann war es so weit, und Norbert sagte – oder rief eher: „Ihr könntet euch schon mal bereitmachen, nur noch fünf Minuten. Wolln wir nicht alle raus in den Garten?“

Schöner Moment dann dort draußen: Feuerwerk über dem Dorf und den Nachbarorten. Nach „Prost“, „Viel Glück“ und einigen Umarmungen fuhr ich nach Hause.

Silvester war also einigermaßen harmonisch verlaufen. Aber nach Silvester und den Vorfällen in Köln begannen die Diskussionen im Dorf. Der Unterstützerkreis bekam da einiges zu hören: „Massenweise Übergriffe auf Frauen und immer von arabischen Männern!“ Zum selben Vorfall meldete sich auch gleich noch Gennadi: „Du hast doch sicher gehört, was da passiert ist in Köln? Und was macht ihr?“

Wir setzten für unsere Geflüchteten einen Termin an: 8. Januar, 17 Uhr, verpflichtend! Für alle! Und sie kamen auch beinahe ausnahmslos. Wir sprachen über die Vorfälle, und sie sagten: „So etwas geht nicht, ist uns klar. Ist absolut verboten.“

Wir zeigten auch eine Folge von Constantin Schreibers „Merhaba“ mit den Botschaften: Frauen und Männer sind gleichberechtigt! Die Rolle der Frau ist nicht auf Haushalt und die Familie beschränkt! Und sie bestimmt selbst über ihr Leben.

Und wieder sagten unsere Geflüchteten: „Ist uns klar.“ Wir beendeten das Krisentreffen in der Hoffnung, damit vorerst das Nötigste getan zu haben.

Ein paar Monate später, mit Beginn der warmen Jahreszeit Ende Mai, mussten wir allerdings feststellen, dass wir ein Thema übersehen hatten. Anfangs wunderten wir uns darüber, dass sie alle so begeistert ins Freibad gingen. Allmählich mussten wir verstehen: Es ging ums „Mädchen gucken“. Vermutlich zum ersten Mal in ihrem Leben konnten sie ausgiebig weibliche Körperformen studieren. Mit großen Augen saßen sie auf ihren Badetüchern, machten Fotos und verschickten sie (ein Paradies voller leicht bekleideter Mädchen).

Das alles geschah so exzessiv, dass Eltern sich beschwerten, der Bürgermeister nachfragte, die Bademeister ein zeitweiliges Hausverbot erteilten und wir, der Unterstützerkreis, wieder einmal strenge Gespräche führen mussten.

„Also in Zukunft: keine Mädchen anstarren, keine Fotos machen!“

„Okay, ist uns jetzt klar.“

Sommer 2016. Endlich waren sie als Asylberechtigte offiziell anerkannt. Erleichtertes Ausatmen allerseits – und Sadi dann sofort mit seiner Frage: „Wann gehen wir zum Arzt?“ Das Warten und Drängen ging also weiter: Termin beim Orthopäden? Erst in zwei Monaten.

Aber Sadi blieb hartnäckig, „Hüfte operieren, Hüfte operieren.“ Endlich „normal“ sein, endlich kein Krüppel mehr. Roland aus dem Unterstützerkreis begleitete Sadi schließlich zum Orthopäden und berichtete hinterher: Der Orthopäde habe so etwas noch nie gesehen, höchstens in Lehrbüchern: gravierende Fehlstellung, offenbar seit der Geburt. Das sehe nach einem Gendefekt aus. Der Orthopäde habe auf das Röntgenbild gedeutet: „Sehen Sie hier: vollkommen aus der Gelenkpfanne herausgezogen. Hier ist der Oberschenkelkopf – und hier sollte er sein.“

Sadi ließ sich alles noch einmal erklären, und Roland sagte: „Es ist schwierig, lässt sich aber operieren.“ Mit diesem Spruch kam Sadi dann wieder zu den Schularbeiten. Aber noch stand eine lange Wartezeit bevor.

Vorerst war noch Sommer (2016). Faisal war im Integrationskurs, Yousef und Sadi in der Hauptschule, jetzt aber in einer regulären Klasse, also mit Klassenkameraden, die ein paar Jahre jünger waren, aber deutschsprachig – eine problematische Konstellation. Für unsere Treffen bedeutete das: Die Hausaufgaben mussten gemacht werden – mindestens zweimal die Woche; und Sadi hatte größte Schwierigkeiten. Das mündliche Deutsch lernte er zwar schneller als die anderen – aber schriftlich! Die Buchstaben! Unsere Treffen waren inzwischen ins Gemeindehaus verlegt, da kamen sie dann mit ein paar Arbeitsbögen zur Geografie Deutschlands an: die Bundesländer und ihre Hauptstädte, eine hübsche Grafik, schön farbig. Aber der Begleittext! Sadi tastete sich Buchstabe für Buchstabe entlang: „Wir viele.“ Ich korrigierte: „wie viele“ – und dann B u n d e s l ä n d e r. – Er hob entmutigt den Kopf, völlig aussichtslos.

Ein anderes Problem: Er konnte sich nicht konzentrieren. Kaum waren wir zwei Sätze weitergekommen, war die Konzentration schon wieder weg, und er nutzte jede